



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Herren Studierenden.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

soll Seidel nicht zum Vorwurfe gemacht werden, mit ihnen steht er ja in entschiedener Seelenverwandtschaft, aber auch an Heine, Goethe, Bodenstedt, Scheffel, ja an Wilhelm Busch finden sich die entschiedensten Anklänge, die nicht auf einer Verwandtschaft der Grundstimmung beruhen, sondern nur als Ausflüsse augenblicklicher Laune und eines starken Anpassungsvermögens zu betrachten sind. Doch welcher Mensch von einiger Phantasie hätte nicht Zeiten, in denen er heinisirte, goethisirte u. s. w.? Als Probe von Seidels Eigenart sei wenigstens noch ein Epigramm angeführt, das wegen seiner Fassung und wegen seines leise ironischen Tones in dem Preis der Lebensklugheit für ihn gewiß bezeichnend ist. Es heißt „Ermunterung“ und ist von Karo an Phylax gerichtet:

Ein Thor, der sich mit Grillen plagt  
Und winselt ob der Zeiten Schwung.  
Mein Sohn, du hast genug genagt  
Den Knochen der Erinnerung.

Dem dient die Welt, der nie verträumt  
Die rechte Zeit, den rechten Ort!  
Das schnelle Glück ist bald versäumt:  
Zuschnappen! heißt das Zauberwort.

Seine Hauptstärke hat Seidel in der kleinen Erzählung, in der Skizze. Und was dabei am meisten erfreut, ist das, daß man hier an ihm einen wirklichen Entwicklungsgang wahrnimmt. Er ist nicht mit einem glücklichen Wurf plötzlich aufgetaucht und schnell bekannt geworden, wie so mancher, der dann durch verwässerte Wiederholung den schnell erworbenen Namen auszubeuten suchte. Unter Beschränkung auf das ihm zugängliche Gebiet hat er sich in demselben mehr und mehr heimisch gemacht und ohne Raubbau zu treiben auf dem sorglich gepflegten Acker immer bessere und reifere Früchte gezogen.

Seidel ist ein wirklicher Dichter und ein gemüthstiefer Mensch, ihm sind daher auch die Natur und der Mensch für die Betrachtung im Kleinen unerschöpfliche Fundgruben für sein dichterisches Schaffen.



## Die Herren Studirenden.



er geht in Leipzig um die Mittagsstunde durch die Hauptstraßen der innern Stadt oder auch durch die Straßen desjenigen Stadtteils geht, der sich im Laufe des letzten Jahrzehnts nach und nach zu einer Art von lateinischem Viertel entwickelt hat (Sternwartenstraße, Turnerstraße, Nürnbergerstraße, Liebigstraße), der macht eine eigentümliche Wahrnehmung. Kleine Gruppen von Studenten stehen hie und da an

den Straßenecken in vornehm übergeneigter Haltung, wie alte Geheimräte auf dem Parquet, tauschen zum Abschied noch einige verbindliche Redensarten aus und trennen sich dann mit wiederholten ehrfurchtsvollen Verbeugungen und indem sie bis tief auf die Erde herab den Hut ziehen. Unwillkürlich greift man im Vorübergehen nach dem seinigen, in der Meinung, daß eine Versammlung hochgestellter Männer der Stadt hier soeben im Begriff sei, sich aufzulösen, bis man die rotbäckigen, milchhaarigen Gesichter sieht.

Als ich vor ein paar Jahren diese Beobachtung zum erstenmale machte, war ich mir nicht sofort klar darüber, ob ich Studenten oder Kaufmannsdiener vor mir hätte. Beide sind ja schon seit längerer Zeit äußerlich nicht mehr von einander zu unterscheiden. Vor zwanzig Jahren trug noch die ganze akademische Jugend in Leipzig Mützen, die Verbindungsstudenten ihre bunten, alle übrigen, die sogenannten „Finken,“ grüne Mützen. Die Witwe Saft in Auerbachs Hofe fertigte sie in einer sehr hübschen und kleidsamen Form. Nur ganz vereinzelte Hüte waren unter der Mützenschaar sichtbar, wenn sich in den Freiviertelstunden die Studentenschaft in den Universitätshöfen erging. Man blickte diese wenigen Hutträger mit ganz besondern Empfindungen an, Empfindungen der Achtung, des Neides, des Bedauerns, je nachdem, denn der Hut war ja ein Zeichen, daß der betreffende „im Examen stand.“ Nur reife Männer trugen damals den Hut, und wenn der Student ihn aufsetzte, so zog er damit gleichsam eine Schranke zwischen sich und der sorglosen Schaar, für die das Examen noch in weiter Ferne lag, und sagte: Seht her, ich stehe an der Schwelle, die zum Philisterium führt. *Hodie mihi, cras tibi.*

Heutzutage trägt die gesamte Studentenschaft Hüte. Nur die kleine Anzahl der Verbindungsstudenten und die Mitglieder einzelner akademischen Vereine, wie der Universitäts-Gesangvereine, haben noch an der farbigen Mütze festgehalten. Doch scheint es, als trügen auch sie sie regelmäßig nur bei offiziellen Gelegenheiten und reservirten sich daneben den Hut für alle Fälle, wo sie „in Zivil“ erscheinen wollen. Und — merkwürdig genug — von der Universität ist der Hut bereits ins Gymnasium, ja bis in die untersten Klassen des Gymnasiums hinabgedrungen, wenigstens in der Universitätsstadt. Wer zufällig vorübergegangen ist, wenn mittags das „doppelt geöffnete Haus“ des Gymnasiums seine Schaaren entläßt, der wird gesehen haben, daß nicht nur in den obern Klassen, sondern selbst unter den kleinen Bürschchen aus Tertia und Quarta der Hut die Majorität erlangt hat; der Primaner trägt schon längst keine Mütze mehr, nur den Sextaner erfüllt sie noch mit Stolz.

Diese Hut- und Mützenfrage scheint keine tiefere Bedeutung zu haben, sie scheint eine reine Modefrage zu sein. Bei näherem Zusehen ist sie aber doch etwas mehr als das. Die Studenten- und Schülmütze hat die verschiedensten Moden durchgemacht, sie selbst aber war keine Mode, sondern eine Tracht, und zwar der letzte Rest der ehemaligen studentischen Tracht. Daß auch dieser letzte

Nest jetzt beinahe hinweggefegt ist, ist jedenfalls ein Zeichen der unsre ganze Zeit beherrschenden Gleichmachersucht. Niemals aber verfährt diese Gleichmachersucht subtrahendo, sondern immer addendo, indem sie gewisse Dinge solchen zulegt, denen dieselben nach früheren Anschauungen nicht zukamen. Und so läuft die Gleichmacherei in vielen Fällen auf nichts andres hinaus als auf die „Verfrühung,“ die ja auch als ein bedenkliches Zeichen unsrer Zeit so vielfach beklagt wird. Der Hut ist von alter Zeit her die Kopfbedeckung des „Herrn“ gewesen; die Sitte, den Hut beim Gruße abzunehmen, ist ja ein Zeichen der Unterwürfigkeit und Dienstfertigkeit. Gegenwärtig will aber alle Welt hoch hinaus. Der Student genirt sich beinahe Student zu sein, er ist ein „Herr Studirender“ — in der Presse, im Munde der Professoren, überall hört er sich auch so nennen —, jedenfalls ist er ein „Herr,“ und wenn er auch noch nicht einen roten Heller zu seinem Unterhalte verdient, sondern lediglich aus des Vaters Tasche zehrt; der Primaner und Sekundaner aber sieht es, in der Universitätsstadt wenigstens, gar zu gern, wenn man auch ihn bereits für einen Studenten, also gleichfalls für einen „Herrn Studirenden“ hält, und wenn der Tertianer nur die nötigen Centimeter hat, so versucht er's eben auch.

Aber ich bin über der Mützenfrage von den sich verabschiedenden Studentengruppen abgekommen. Wenn wir vor zwanzig Jahren uns auf der Straße grüßten oder verabschiedeten, so geschah es mit dem damals üblichen „Morgen!“ oder „Profit!“, jedenfalls aber so, daß wir die Mütze dabei auf dem Kopfe behielten und uns die Hand reichten. Das bei jeder Gelegenheit damals verwendete „Profit!“ war vielleicht nicht sehr geschmackvoll, aber sicher geschmackvoller als das heute zu jeder Tagesstunde aus Studentenmund zu hörende „Mahlzeit!“, welches vorauszusetzen scheint, daß die leibliche Ernährung die Hauptforge der heutigen Mäusenöhne ausmache, daß sie zu jeder Stunde des Tages entweder eben gegessen haben oder eben essen wollen, eigentlich also unausgesetzt essen. Viel abgeschmackter aber noch als diese Grußformel ist die erstaunliche Hochschätzung, ja Ehrfurcht, welche dabei junge Leute von achtzehn, zwanzig, höchstens zweiundzwanzig Jahren vor einander an den Tag legen. In welcher Weise wollen sie schließlich ihren Lehrern ihren Respekt bezeugen, wenn sie vor einander selbst wie alte weißhaarige Herren in Amt und Würden auf offener Straße herumdienern?

Es ist gewiß erfreulich, daß die deutsche Studentenschaft die Ausnahmestellung, die sie noch vor gar nicht langer Zeit beanspruchte, nach und nach aufgegeben und sich dem Ton und den Formen der bürgerlichen Gesellschaft angegeschlossen hat. Ausschreitungen, wie sie ehemals an der Tages- und noch vielmehr an der Nachtordnung waren, bilden ja jetzt eine große Seltenheit. Dieser Fortschritt söhnt uns sogar bis zu einem gewissen Grade mit dem Verlust der grünen Mütze aus. Sehr zu wünschen wäre es aber doch, daß die akademische Jugend in ihrem Bestreben, sich möglichst feiner Sitte zu befleißigen, nicht zu

weit ginge und nicht in die Tanzmeistermanieren des Rococo zurückfiel. Wenn ich die Herren jetzt so durch die grimmische Gasse — pardon, Grimmaische Straße, wollt' ich sagen, auch die Gassen wollen ja jetzt keine Gassen mehr sein! — flaniren sehe, am Hinterhaupt gescheitelt und das unvermeidliche Stöckchen, das heute, Gott sei's geklagt, für ein paar Pfennige bei jedem Cigarrentrödler zu haben ist, in der Überziehortasche (!), die Zwinge nach oben gefehrt, so fällt mir jedesmal der Brief ein, den der 27 jährige Goethe, als er im März 1776 zum erstemal seit seiner Studentenzeit wieder in Leipzig war, an seinen „lieben Herrn“ nach Weimar schrieb und worin er „nicht genug sagen kann, wie sich sein Erdgeruch und Erdgefühl gegen die schwarz, grau, streifröckigen, krummbeinigen, perrückenbeflehten, degenschwänzlichen Magisters, gegen die feiertagsberockte, altmodische, schlankliche, vieldünkliche Studentenbuben, gegen die zuckende, kriesende, schnäbelnde und schwämelnde Mägdlein und gegen die strogliche, schwänzliche und finzliche Jungemägde ausnehme, welcher Gräuel ihm alle heut um die Thore als am Marienfesttage entgegnet sei.“ Wenn man irgendwo wünschen möchte, daß Einfachheit und Natürlichkeit der Sitte, Offenheit, Herzlichkeit, ja selbst eine gewisse Aufgeknöpftheit des Verkehrs gewahrt bleiben möge, so sind es die Kreise der akademischen Jugend. Diese sind aber gegenwärtig auf dem besten Wege, die Rolle zu übernehmen, die früher der „Ladenschwängel“ und der „Gardeleutnant“ gespielt haben. Während seit dem Kriege und offenbar unter dem Eindrucke ernster Erfahrungen in den deutschen Offizierskreisen eine bemerkenswerte Schlichtheit der Umgangsformen Platz gegriffen hat, während die kaufmännische Jugend mehr und mehr ihr früheres gedenkhaftes Wesen abwirft und eine gesetzte, männliche Haltung annimmt, fängt der deutsche Student an, den „Schniepel“ zu spielen.

Möchten doch die Universitätslehrer sich der Sache annehmen. Sie haben so vielfach Gelegenheit, bei akademischen Festlichkeiten wie im häuslichen Verkehr, in ernster und in humoristischer Weise, darauf anzuspielen, wie schlecht dem deutschen Studenten alle Biererei zu Gesichte steht, daß die aufgekommene Unsitte bei einigem guten Willen sehr bald wieder beseitigt sein könnte.



## Politische Briefe.

### 9. Die ersten Verhandlungen des Abgeordnetenhauses.



ie Bedeutung der Thronrede, mit welcher am 14. November der Landtag eröffnet wurde, ist hier bereits auseinandergesetzt worden. Am 17. November legte der Finanzminister dem Abgeordnetenhaus den Staatshaushaltsplan für das Finanzjahr vom 1. April 1883 bis zum 31. März 1884 vor. Der Minister begleitete die Vorlage mit einer Rede, welche die Ankündigungen der Thronrede in Betreff